

# Von Mensch zu Buch

Ungeordnete Notizen eines Liebhabers  
über seine Beziehung zu Büchern

Autor: Armin Thurnher



Foto: Regine Hendrich

▶ Falter-Chefredakteur Armin Thurnher spricht in seiner Eröffnungsrede über seine Liebe zu Büchern

**Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich stehe heute mit dem Auftrag vor Ihnen, über Bücher und Bibliotheken zu sprechen. Es gehört zu den Bürden meiner Existenz, als Querdenker oder kritischer Mensch angesehen zu werden, und so einen Ruf erwirbt man sich wohl mit Recht, wenngleich nicht unbedingt vorsätzlich. Zudem habe ich den Brotberuf des Journalisten, und als solcher Spezialist für Aktuelles bin ich geladen, Ihnen Bleibendes zu Themen zu sagen, die Sie hier bewegen, zu Büchern.**

Ob das eine kluge Wahl war, wird sich zeigen, denn Bibliothekare und Journalisten haben zwar beide mit bedrucktem Papier zu tun, aber doch auf sehr gegensätzliche Weise: Die einen tragen mit ihrem schnellen, naturgemäß meist wenig bedachten Zeug dazu bei, dass Papier bedruckt werden kann, viel Papier und

schlechtes Papier; die anderen sammeln und pflegen mit Bedacht die Speicher bedruckten Papiers, das mitunter so wertvoll ist, dass man es mit hoch komplizierten chemischen Methoden vor dem Zerfall schützt.

## Am Anfang war das Wort, am Ende ist der Staub

Ich habe eingangs gesagt, man sehe mich als Querdenker an. Das erkenne ich daran, dass das offizielle Österreich sich nur sehr marginal für mich interessiert, während ich über es so viel schreibe, dass ich mittlerweile zur bedauerlichen Gattung der Österreich-Denker zähle. Beim Thema Buch ist das Querdenken übrigens allein deswegen keine ganz leichte Übung, weil Bücher nicht quer

liegen, sondern hochkant stehen. Haben Sie, sehr geehrte Damen und Herren, schon einmal darüber nachgedacht, warum die überwiegende Mehrzahl aller Bücher Hochformate sind? Das hat einen guten Grund: Die hohe Kante fängt, weil schmaler, weniger Staub als die Querkante. Alle reden von Feinstaub; die Frage des Zusammenhangs zwischen Staub und Büchern wird jedoch viel zu selten ausgesprochen; jeder Bücher liebende Haushalt weiß um ihre Brisanz Bescheid. Wahrscheinlich gehört der Umgang mit Staub auch zu den wichtigsten Kapiteln der Buchhändler-, und auf jeden Fall der Bibliothekskunde; darüber wüssten die Veranstalter gewiss mehr zu sagen als ich.

Jedenfalls kann man unsere Existenz recht schlüssig mit den Worten umschreiben: Am Anfang war das Wort, am Ende ist der Staub. Der Zeichner Tex Rubinowitz trägt dem auf einfache Weise Rechnung: In seiner Wohnung staubt er einmal im Jahr ab, kehrt die Ergebnisse zusammen und gibt sie in einen Sack, den er nicht wegwirft, sondern aufbewahrt und beschriftet: Staub 2000, Staub 2001 und so weiter. Mittlerweile staubt er jährlich bereits eine ordentliche Menge an Säcken ab. Staub des Staubes.

Obwohl ich weiß, dass das zeitgemäße Selbstbild moderner Bibliotheken weit mehr einschließt als das Sammeln und das Abstauben von Büchern, um sie einer interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen, möchte ich mich, wie schon im Titel angedeutet, auf dieses altmodische Medium Buch beschränken; noch mehr, ich möchte weitgehend bei meiner persönlichen Beziehung zum Buch bleiben – beziehungsweise mich auf ein paar persönliche Andeutungen zu dieser Beziehung zurückziehen. Aller Mediendidaktik zum Trotz bildet es noch immer den Kern des Wortes Bibliothek, und wohl auch den Kern von deren Tätigkeit.

## Lob des Buches

Bücher sind in der Tat zuerst einmal Gegenstände, und als solche sollte man sie wahrnehmen. Sie sind eben nicht nur Träger von Inhalten; in der Buchform liegt bereits eine eigene Art von Gehalt: eine Form von Kunsthandwerk, eine Kombination aus Fertigungskunst, Gestaltergeschick, der Ausdruckskunst von Schreibenden und der Anstrengungen eines Lektorats. Durch all diese Bemühungen scheint in der äußeren Gestalt die Idee des Werks selber durch und zugleich wird die Idee durch die Gestalt zu etwas anderem. Ein Buch ist, darin besteht ein Teil seiner Magie, mehr als die Summe seines schriftlichen oder bildlichen Inhalts.

**„Moderne Bücher sind schöner als Bücher je zuvor.“**

Es gibt ein schönes kleines Bändchen des katholischen Denkers Romano Guardini mit dem schlichten Titel „Lob des Buches“. Am Schluss dieses Buches steht ein Hinweis, wie man ihn in schönen Büchern häufig findet: „Den Handsatz aus der 10 Punkt Buch-Bodoni der Bauerschen Gießerei sowie den Druck auf weiß geripptes Papier der Papierfabrik Landquart besorgte die Buchdruckerei Weinfeld AG.“ Ich möchte nicht so weit gehen zu behaupten, die Aura des Hochdrucks sei durch im Offsetverfahren gedruckte Bücher nicht zu ersetzen.

Obwohl der haptische Eindruck, wenn die Hand beim Umblättern in einem älteren Buch auf festem Papier die leichte Prägung der Lettern spürt, mir eine sinnlich unvergleichliche Berührungszärtlichkeit verschafft.

Haptisch wegen des Offset-Druckverfahrens ein Rückschritt, ist jedoch typografisch der Fortschritt durch die Digitalisierung bedeutend. Die Spationierungen, also die Abstände zwischen den einzelnen Buchstaben, können heute um ein Vielfaches genauer vorgenommen werden, als das mit den

gegossenen Lettern je möglich war. Ein feineres, ausgewogeneres Schriftbild als heute gab es in Büchern noch nie. Manche Typographen nützen die Möglichkeiten des digitalisierten Satzes zu sinnlosen Spielereien; in der Regel aber gilt: Moderne Bücher sind schöner als Bücher je zuvor.

## Wie man Bücher zu behandeln hat

Man muss sich also nicht ins Antiquariat bemühen, um schöne Bücher zu bekommen. Wenngleich das schlanke Büchlein Guardinis, erschienen 1952 im Hess Verlag Basel, seinen eigenen Reiz hat: den des Sammlerstücks, des Buches, das seine Geschichte hat. In meinen Augen wird es weniger dadurch liebenswert, dass der Autor schließlich – für einen Theologen versteht sich das – zum Buch der Bücher gelangt, also zur Bibel, sondern, weil er sich zuvor über weite Strecken mit Ratschlägen auseinandersetzt, wie man Bücher zu behandeln habe: sie nur mit sauberen Händen anfassen, keine Eselohren machen, nichts hineinschreiben, die Seiten nicht mit dem Fingernagel oder der Kante der Hand glatt streichen, sodass ein Falz entsteht und der Rücken bricht und die Blätter nicht mehr frei schweben können und so weiter. Er sagt kluge Dinge über den Satzspiegel, den Beschnitt, den Einband, die Schrift, die Initialen, die Satzzeichen. Er schreibt Sätze wie: „Den wahren Liebhaber des Buches erkennt man schon an der Weise, wie er es aus dem Regal nimmt und aufschlägt, in ihm blättert und es wieder zurückstellt.“

## Und das haben Sie alles gelesen?

Kurz: Ehe der Theologe zum kultischen Buch kommt, macht er das Buch selbst zum Kultgegenstand. Jeder Büchersammler wird das verstehen. Auch das Wort Liebhaber kommt in diesem Zusammenhang nicht von ungefähr. Als ich Student war, erzählte mir einmal eine Anekdote, die angeblich vom Philosophen und Essayisten Walter Benjamin handelte.

Beeindruckt von dessen Bibliothek habe ihn der Besucher gefragt: „Haben Sie denn das alles gelesen?“ „Nein“, habe Benjamin geantwortet. „Haben Sie denn mit jeder Frau geschlafen, die sie begehren?“ Jahre später fand ich diese Anekdote, die einem jungen Studenten gut gefallen konnte, tatsächlich bei Walter Benjamin, und zwar in dessen Aufsatz „Ich packe meine Bibliothek aus“, wo tiefe Dinge über das Sammeln von Büchern zu finden sind, etwa über jene Ausleiher von Büchern, die nicht nur taub gegen alle Argumente der Buchbesitzer sind, die ihre Bücher zurückhaben möchten, sondern die sich wesentlich dadurch auszeichnen, dass sie die Bücher nicht nur nicht zurückgeben, sondern auch nicht lesen.

Diese Bemerkung zitiert Benjamin von Anatole France; von dem, so Benjamin, stamme auch die zuerst erwähnte Anekdote, nur liest sie sich bei ihm etwas prosaischer: „Und das haben Sie alles gelesen, Herr France?“, fragt der Gast den Dichter bei Benjamin angesichts von dessen Bibliothek. „Nicht ein Zehntel. Oder speisen Sie vielleicht täglich von Ihrem Sèvres?“, ist die Antwort. Ob begehrte Dame oder kostbares Porzellan, eines ist klar: Bücher sind ein Objekt der Leidenschaft.

## Die Leidenschaft für das Buch

Man kann dieser Leidenschaft überall nachgehen, darin besteht einer der unschlagbaren Vorteile des Buches gegenüber anderen Medien. Ich weiß wohl, dass die moderne Bibliothek sich als „eine Einrichtung“ versteht, „die (...) publizierte Information für die Benutzer sammelt, ordnet und verfügbar macht“, in deren Definition also Bücher überhaupt nicht mehr vorkommen und durch Medien und Medienpädagogik tendenziell ersetzt wurden, was mir ein wenig vorschnell erscheint. Ein Buch stellt nämlich energiemäßig keine Ansprüche, es braucht keinerlei Netzverbindung, keinen Strom, und als einziges Abspielmedium dienen seine jeweilige Leserin, sein jeweiliger Leser. Ökologisch ist das Buch, allen gefällten Bäumen zum Trotz, auf der Konsumentenseite eine unschlagbare Sache. Vorschnell scheint mir die Ersetzung des Buches durch den allgemeineren Begriff Medien auch deswegen, weil sie allzu

eilig die Magie des Gegenstandes Buch auf dem Altar der Information opfert. Wie viel und welche Information enthält denn ein Gedicht von Hölderlin, verglichen mit einer Tabelle der Bundesliga? Es geht doch um die leidenschaftliche Beziehung zum Gegenstand Buch, wenngleich man diese gerade in Öffentlichen Bibliotheken nicht so weit treiben sollte wie jene Romanfigur von Arno Schmidt, der in seinem Roman „Das steinerne Herz“ genau beschreibt, wie sein Held, mit Klebstoff und Federmesser bewaffnet, in der Ostberliner Staatsbibliothek das als Objekt seiner Begierde identifizierte Buch, einen Band von Heinrich Ringklibs Handbuch „Statistische Übersicht der Eintheilung des Königreichs Hannover nach Verwaltungs- und Gerichtsbezirken“ von 1859, aus dem Einband herauschneidet und den Buchblock gegen die mitgebrachte Dublette eines anderen Jahrgangs austauscht, um seine Sammlung zu komplettieren. Solche Verstiegenheiten der Bücherleidenschaft will ich hier nicht empfehlen!

Obgleich ich zugeben muss, in meinen Studentenjahren nicht ähnliche, aber verwandte Erfahrungen gemacht zu haben. Als Student der Theaterwissenschaft frequentierte ich den Lesesaal der Theater-sammlung der Nationalbibliothek, und ich machte mir geradezu einen Sport daraus, Bücher mit Stücken aus der Zeit der Aufklärung zu finden, die noch nie jemand gelesen haben konnte, weil die Seiten nicht aufgeschnitten waren. Neben der Kuppel, ganz oben über den Dächern der Hofburg zu sitzen, an einem der vier hölzernen Tische, und einen halben Tag zu warten, ehe einem ein Beamter im braunen Mäntelchen mürrisch das Bestellte brachte, und dann als erster Mensch ein über 200 Jahre altes Bändchen mit einem Stück von, sagen wir, Johann Quistorp aufzuschneiden, das war schon ein Vergnügen der besonders subtilen Art.

## Die Bibliotheken am Rande des Weges

Wenn ich kurz jene Bibliotheken resümiere, meine sehr geehrten Damen und Herren, die zu meinem privaten Bildungsgang beigetragen haben, dann sollte ich zuerst die Pfarrbücherei in Brengenz/Mariahilf erwähnen, wo es phantastische Ausgaben des Doktor Dolittle gab, vor allem aber mit verlockenden Reihen von in braunem Packpapier eingebundenen Bänden, mit den Werken von Karl May gefüllte Regale, die wir um eine geringe Einschreibgebühr eine Woche lang mit nach Hause nahmen und am nächsten Sonntag gegen neue tauschten, immer in der Hoffnung, ein nicht allzu zerfleddertes Exemplar zu erwischen. Die Schulbibliothek kann ich überspringen, jene matte Bücherlade, die uns wohl zu Recht als die lieblose Pflichtübung eines wenig interessierten Lehrers erschien.



Foto: Regine Hendrich

▶ Mit großem Interesse verfolgen die TeilnehmerInnen Thurnhers Vortrag

Auf dem College in den USA erlebte ich das erste Mal das Wunder einer Präsenzbibliothek. Dieses Gebäude war nicht nur seiner eleganten Architektur wegen ein Treffpunkt für Kommilitonen und natürlich Kommilitoninnen, dort fanden sich auch Zeitschriften und Zeitungen, und es war für mein weiteres Fortkommen nicht ganz unwichtig, täglich die buchähnlichste aller Zeitungen lesen zu können, die New York Times.

In Wien gab es dann neben der erwähnten Theatersammlung die Rathausbibliothek, wo mir aber die Bibliothekare etwas zu pädagogisch-forsch auf den Pelz rückten, den ich als Jäckchen trug und der ihnen wahrscheinlich als verlaustes Abzeichen hippiesken Revoluzzertums missfiel. Nachdem mir ein solcher Zuchtmeister mit seinem Kugelschreiber in meine Karteikarte Anmerkungen hineingeschmiert hatte, stellte ich meine Besuche ein und wechselte in den Hauptlesesaal der Nationalbibliothek, wo ich manchmal das Glück hatte, neben bedeutenden Persönlichkeiten zu sitzen zu kommen. Sehr beeindruckend war der Dichter Hermann Schürer, den ich auch privat ein bisschen kannte und den ich abends mitunter in Lokalen erlebte, wo er, schon stark betrunken, mit ausladender Geste auf die versammelte Szene wies und voller Verachtung brüllte: „Lauter Niederösterreicher!“ Dieser imposante Schürer saß still da und las konzentriert, nur ab und zu ein wenig schnaufend, Edmund Burke, selbstverständlich in einer Erstausgabe.

## Bücher schreiben, Bücher produzieren

Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich habe zuvor die energetischen Vorteile erwähnt, die Bücher bieten, wenn man sie von der Seite der Konsumation betrachtet. Was sie auf dieser Seite

leicht macht, wiegt auf der Seite der Produktion umso schwerer. Bücher sind bekanntlich Wissensspeicher, die ihre Haltbarkeit nicht aus ihrer Mächtigkeit ableiten, obwohl gewisse Unternehmungen, wie etwas das Grimmsche Wörterbuch oder das Historische Wörterbuch der Philosophie, durch ihren schieren Umfang an Gelehrsamkeit beeindrucken. Der Philosoph Boris Groys hat das entscheidende Kriterium schon vor Jahren benannt: Der Unterschied zum elektronischen Medium besteht in der Strenge der Zugangskontrolle. Bücher sind deswegen auch so anziehende kleine Welten, weil sich in ihnen viele Entscheidungen übereinander aufschichten.

Während heute jeder alles sofort und unzensuriert ins Web stellen kann, kommt noch lange nicht jeder Autor in einem renommierten Verlag unter. Die Anzahl der publizierten Bücher ist riesig. Solange aber die Anzahl der unpublizierten Bücher noch größer ist als die der publizierten, braucht man um das Buch nicht zu fürchten.

Ein Buch zu schreiben, ich meine ein ernst zu nehmendes Buch, bei einem wirklichen Verlag, ist ein gern unterschätztes Unterfangen. So einen Satz kann man nicht unkorrigiert stehen lassen. Was ist schon ein ernst zu nehmendes Buch, was ist schon ein wirklicher Verlag. Die Büchergeschichte ist voll von Büchern, die nicht rechtzeitig ernst genommen wurden, und von Verlagen, die wirklich Verlage waren, was aber erst erkannt wurde, als es sie nicht mehr gab.

## Über das spezifische Schwergewicht von Büchern

Dennoch: Ein Buch zu schreiben ist etwas anderes als einen Artikel oder eine Rede. Ein Buch hat eine andere Dimension, es erfordert eine andere Art des Zugangs, ein Autor muss imstande sein, einen größeren Bogen zu denken und zu schreiben, er muss, selbst wenn es sich nur um die Sammlung kleinerer Gedanken handelt, zumindest in der Zusammenstellung gewisse dramaturgische Fähigkeiten besitzen. Und vor allem, er muss einen Verleger dafür interessieren, einen Lektor, der mit ihm einen Text gestaltet. Das Publikum macht sich ja keine Vorstellung davon, wie Bücher im Manuskript aussehen, auch die von renommierten Autorinnen und Autoren. Schlecht geschrieben, unvollständig gedacht, lückenhaft argumentiert. Dafür ist der Verlag zuständig, dessen Lektorat bessert aus, fordert nach, streicht, greift ein. Die Korrektur entfernt in mehreren Durchgängen, was an Fehlern geblieben oder neu dazugekommen ist.

Die Dichte all dieser und noch vieler anderer Vorgänge, die zu einem Buch komprimiert werden, machen Bücher zu intensiven und haltbaren Speichern, im Vergleich zu Produkten wie einer Seite im Internet, die jeder hineinstellen kann und die deshalb das spezifische Gewicht eines Mausclicks besitzen. Das Buch hingegen ist ein spezifisches Schwergewicht, voller bedeutsamer Entscheidungen, doch leicht zu handhaben. Und wegen ihres spezifischen Gewichts haben Bücher ihre Schicksale und ihre Aura, die sie von anderen Medien unterscheidet.

## Bildungskrise = Krise des Buches?

Meine These wäre, die gegenwärtige Bildungskrise – die fälschlicherweise unter dem Titel „PISA“ läuft, der nichts anderes ist als ein Medienschmäh, denn PISA misst nur das, was PISA wissen will, – meine These wäre, die gegenwärtige Bildungskrise ist eine Krise des Buches, und zwar des Desinteresses am Buch. Nicht dass es zu wenig Bücher gäbe, oder gar zu wenig gute Bücher, sondern dass zu wenig getan wird, um das Augenmerk für das spezifische Gewicht des Buchs zu stärken, darin besteht die Krise.

Über das sinkende Bildungsniveau erschrickt unsere Gesellschaft ja nur insofern, als sie um ihre Pensionen fürchtet. Ihretwegen könnten wir von nachwachsenden Trotteln umgeben sein, solange die nur imstande sind, genug heranzuschaffen, um uns im Alter auszuhalten. Die Bildungskrise ist also keine, sondern höchstens eine Ausbildungskrise. Das kann man leicht an der Art erkennen, in der die Debatte geführt wird. Selten ist weniger gebildet über ein Thema geredet worden als über dieses. Allein die im Fernsehen und in führenden Tageszeitungen geführte Debatte illustrierte die Existenz eines Problems namens funktionaler Analphabetismus.

Diese besondere Spielart des politischen Analphabetismus, der nur seine Phrasen herunterkurbelt und an der Erhaltung parteipolitischer Macht interessiert ist, aber nicht am Problem selber, hat mit Bildung nichts im Sinn. Genauso wenig wie jene Medienmanager, die davon faseln, es sei nicht die Pipe das Entscheidende, sondern der Content, also nicht das Medium, in dem etwas dargeboten werde, sondern allein der Inhalt, den man am besten Content nennt, um alles nicht Marktgängige von ihm abzustreifen. Ihnen möchte man zurufen: „Ceçi n'est pas une pipe!“ Ich denke, Bibliotheken und Öffentliche Büchereien haben geradezu die Aufgabe, demgegenüber die Aura des Gegenstandes Buch aufrechtzuerhalten und sich allein dadurch gegen die Seite der Ausbildung auf die Seite der Bildung zu stellen. Ja, ich halte es für sinnvoll, gerade in Zeiten der PISA-Debatte an diesem altmodischen Gegensatz festzuhalten.



Foto: Marion Benda

▶ Kurzweilige Anekdoten begeistern die ZuhörerInnen

Nicht nur die Bildungsdebatte, die Frage der Bildung selbst wird nicht nur in der Schule entschieden, sondern in allen Medien der Öffentlichkeit, dazu gehören Zeitungen, Fernsehen, Internet und so weiter, aber genauso öffentliche Orte der Auseinandersetzung wie Kirchen, Vereine, Debatten und wohl auch Bibliotheken.

Den Zustand der Öffentlichkeit nicht in diese Debatte mit einzubeziehen und Teile der relevanten Öffentlichkeit von ihr auszuschließen, sagt einiges über diese Debatte. In der Tat ist die Krise der Bildung, wenn es denn eine gibt, weniger eine der Schule als eine der Öffentlichkeit. Deren Krise ist offensichtlich, wird aber durch die zunehmende Menge an Medien verdeckt. Der Soziologe Reinhold Knoll hat schon vor Jahren den Vorschlag gemacht, die Volksschulen in „Hans-Dichand-Schulen“ umzubenennen, um anzudeuten, wo das Volk das Lesen lernt und das Denken übt. Tatsachen wie diese wird man in Mediendebatten weniger oft hören.

## Bildung: ein großes Wort

Meine sehr geehrten Damen und Herren, Bildung, ein ebenso großes wie in seiner heutigen Bedeutung junges Wort, verdiente es zumindest, nicht mit dem Ausmaß der bei Heranwachsenden vorhandenen Mathematik- oder Deutschkenntnisse im Hinblick auf deren Brauchbarkeit in Handel und Industrie verwechselt zu werden. Das Wort Bildung selbst ist keineswegs jung, aber seine gebräuchliche (in der Praxis längst wieder ad acta gelegte) Bedeutung stammt aus der Phase des deutschen Klassizismus und der Aufklärung. Goethes der Antike entlehnter Bildungsbegriff hatte die individuellen Fähigkeiten des Bürgers als „öffentliche Person“ im Auge, der sich als innerer und äußerer Mensch darstellen und zu einem solchen heranbilden sollte.

Eine theatralische Sache, die man in der Folge ein wenig überzogen fand. Aber die Fixierung auf die alten Griechen als Vorbild hatte immerhin zur Folge, dass Sprache, Philosophie und Kunst

als Basis von Bildung galten und die als Eliten des Staates Vorgeesehenen zuerst einmal die alten Sprachen zu lernen hatten. Der Gegensatz zwischen persönlichkeitsbezogener Menschenbildung und berufsbezogener Ausbildung bestimmt seit Anfang des 19. Jahrhunderts die Entwicklung pädagogischer Ideale, die sich ja stets nach der gesellschaftlichen Entwicklung richten. Was heute harmlos, ja verstaubt und verzapft klingt, sah damals nicht so harmlos aus. Die Reaktionäre ihrer Zeit wussten schon, wem sie die Französische Revolution zu verdanken hatten: einer Bürgerklasse, der sie vorwarfen, zu viel Bildung und zu wenig Charakter zu haben. Die Revolutionäre und die Aufklärer ihrerseits warfen den Herrschenden vor, mittels Religion nicht Bürger heranzubilden, sondern ihr Menschenmaterial formen zu lassen, wie sie es für ihre Zwecke eben brauchten.

Dieser schöne alte Gegensatz von emanzipatorischem („Bildung“) und indienstnehmendem Moment („Ausbildung“), der Gegensatz von Bürger und Untertan, steckt noch immer in jeder Bildungsdiskussion. Sogar in so läppischen Anlässen wie in der Diskussion über die Statistiken der PISA-Gruppe.

## Mit dem Lesenkönnen fängt alles an

„Es gibt nichts Entzückenderes zur Gesellschaft als Männer von Geist, die tot sind.“ Diesen Satz von Hofmannsthal, um Frauen erweitert, könnte man als Motto eines an Bildung interessierten Lehrplans nehmen. Auch die Grundbegriffe von Kochen, vernünftiger Ernährung, der Kunst des Wohnens und des Reisens und ein wenig wirklicher Bücherkunde könnte man meiner Meinung nach in einem Lehrplan brauchen. Das bisschen, was man an Spezialwissen benötigt, lernt man in den meisten Berufen schnell genug. Auf keinen Fall aber dürfte eines fehlen: die Begeisterung für die Magie des Buches.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, man muss natürlich Glück haben, um ein Büchermensch zu werden. Man muss Glück haben, Verleger zu finden; man muss als Sammler das Glück des richtigen Augenblicks und als Leser das Glück der konzentrierten Stunde haben. Und man muss das Glück haben, Lesen lernen zu können. Denn mit dem Lesenkönnen fängt alles andere an: die Fähigkeit zur Kritik, die Grundlage der Bildung, die Möglichkeit, an der Öffentlichkeit teilzunehmen.

Zum Schluss noch eine persönliche Anekdote: Als ich Lesen lernte, lag ich im Bett. Nicht irgendwelcher philosophischer Traditionen wegen, von Symposien hatte ich noch lange nichts gehört, nein, ich war gerade in der ersten Klasse Volksschule und hatte beim

Schifahren einen Bänderriss im Knie erlitten. Der Hausarzt schiente das Bein an ein Bügelbrett, damit ich nicht ins Spital zu gehen brauchte. Unglücklicherweise hatte ich mir den Bänderriss just in jenem Augenblick zugezogen, als in der Volksschule das Lesenlernen anstand. Darauf hatte ich mich sehr gefreut, nun lag ich da und war vom kollektiven Lernvorgang abgeschnitten.

Die Lösung fand sich in Gestalt der geduldigen Mutter. Ich nötigte sie zum Vorlesen eines Märchens, genauer gesagt des Beginns des „Rübezahl“, und ich drängte sie dazu, es mir so oft vorzulesen, bis ich es auswendig konnte. Dann suchte ich mir die Wörter nach dem auswendig gelernten Text zusammen. Als ich, vom Bügelbrett befreit, in die Volksschule zurückkehrte, konnte ich besser lesen als meine Mitschüler. Der Dichter Reinhard Priessnitz kam der Sache recht nahe, als er die unsterblichen Zeilen dichtete: „Und die Philosophie ist wie ‚ein Gurkerl im Knie‘“.

In die Geschichte der Bibliophilie gehe ich als derjenige ein, der seine enge Beziehung zu Büchern einem Bänderriss im Knie verdankt. Natürlich gab es damals weder Fernsehen noch Computer. Mein Glück. Eine Untersuchung der Stiftung Lesen hat ergeben, habe ich einmal gelesen, dass man das Denkvermögen am besten dadurch fördert, dass im richtigen Alter, so etwa zwischen sieben und spätestens vierzehn Jahren, beide Gehirnhälften gleichermaßen stimuliert werden. Das, sagte der Experte, geschehe am besten durch die Lektüre von Abenteuer Geschichten.

Wie man dazu und zu anderen Lektüren unter heutigen Bedingungen anstiftet, das ist wohl eine entscheidende Bildungsfrage. Die Förderung von Bänderrissen im frühen Volksschulalter dürfte keine verallgemeinerbare Lösung sein. Vielleicht kommt es aber nicht darauf an, die PISA-Daten zu verbessern, sondern darauf, das Gurkerl im Knie dieser Misere zu finden, damit man von diesem Punkt aus beginnen kann, die Heilung in Angriff zu nehmen. Ohne Buch, ohne die Beschwörung der Magie des Buches wird es dabei nicht gehen, und den Bibliotheken kommt bei dieser Beschwörung gewiss keine unbedeutende Rolle zu.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

„In der Tat ist die Krise der Bildung weniger eine der Schule als eine der Öffentlichkeit.“



► **Armin Thurnher** ist Chefredakteur der Wiener Stadtzeitung „Falter“.